

Der Sonntag, den wir heute feiern, heißt „Fest der Heiligen Familie“, und im Tagesgebet vorher wurde diese heilige Familie auch „ein leuchtendes Vorbild“ genannt. Wenn wir uns aber das Geschehen, das Lukas uns heute im Evangelium beschrieben hat, so anschauen, dann könnte das etwas verwirren. Denn was der 12jährige Jesus sich hier leistet, das kann doch wohl nicht Vorbild sein.

Dass der sich in Jerusalem überhaupt selbständig machen konnte, zeugt von einem großen Vertrauen der Eltern in ihren Sohn; deshalb merken sie es auch erst relativ spät, dass Jesus bei der Heimreise nicht dabei ist.

Da hätte man doch auch von einem Jesus erwarten dürfen, dass er seinen Eltern zumindest kurz Bescheid gibt, und ihnen so die angstvolle Suchaktion in Jerusalem hätte ersparen können.

Wenn dann seine Mutter ziemlich vorwurfsvoll fragt: „Kind, warum hast du uns das angetan?“ (V 48), dann klingt die Antwort Jesus fast ein wenig frech: „Warum habt ihr mich gesucht? Wusstet ihr nicht, dass ich in dem sein muss, was meinem Vater gehört?“ (V 49) Was soll also daran vorbildhaft sein?

Solche Überlegungen, wie ich sie eben angestellt habe, gehen alle davon aus, dass es sich hier um ein historisches Ereignis handelt. Doch genau das ist es nicht. Wenn man nämlich die Fachleute zu dieser Schriftstelle befragt, dann machen die darauf aufmerksam, dass der Evangelist diese Szene mit dem 12jährigen Jesus erst nachträglich in seine Kindheitserzählungen aufgenommen hat. Ursprünglich endeten diese einmal mit der Darstellung Jesu im Tempel.

Zu diesem nachträglichen Einschub hat den Evangelisten die damals unterschiedlich betrachteten Bedeutungen Jesu veranlasst. Deshalb ist dem Evangelisten daran gelegen, unmittelbar bevor das eigentliche Evangelium beginnt, noch einmal deutlich hervorzuheben, was für das Verständnis der Person Jesu, um die sich jetzt im Weiteren nun alles drehen wird, unverzichtbar ist. Und das sind hier im Wesentlichen vier Dinge:

1. Zum einen betont er hier noch einmal klar und deutlich, dass Jesus tatsächlich Sohn Gottes ist. Und diese Gottessohnschaft ist für Jesus nicht einfach ein Hoheitstitel; sie ist für sein ganzes Handeln und Verkündigen so fundamental, dass dem gegenüber alles andere, auch die leibliche Verwandtschaft zurückstehen muss. Die Gottessohnschaft ist für Jesus der Boden, auf dem er steht, aus dem er lebt. Nur von diesem Fundament aus ist er überhaupt zu verstehen. Deshalb spricht der 12jährige Jesus mit fast erschreckender Selbstverständlichkeit von Gott als seinem Vater.

2. Dieser Vater Jesu ist aber nicht nur auf Jesus allein beschränkt, sondern auf alle, die ihm nachfolgen. Dadurch entsteht eine völlig neue Familie, die sogar Vorrang vor den Blutverwandten hat. Jesus selber formuliert das an andere Stelle einmal so: „Meine Mutter und meine Brüder sind die, die das Wort Gottes hören und es befolgen.“ (Lk 8,21) Genau das bekommen heute die Eltern Jesu zu spüren.

3. Dann ist da sein fast unerschütterliches Vertrauen in den Vater, das sein ganzes Verhältnis zur Umwelt bestimmt. Da gibt es nichts, was ihm Angst machen kann; deshalb geht er manchmal auch sehr unkonventionelle und ungewöhnliche Wege und schert sich ziemlich wenig um Konventionen und gesellschaftliche Spielregeln. Dass er sich heute als 12jähriger ganz ungeniert mit der religiösen Elite Israels im Tempel in Jerusalem unterhält, das ist ein deutlicher Hinweis auf dieses Grundvertrauen in den Vater.

4. Zum anderen macht der Evangelist aber bereits hier sichtbar, dass für Jesus das Sohn-Sein immer auch bedeutet, dem Willen seines Vaters unbedingt zu gehorchen. Deshalb spricht Jesus hier auch davon, dass er im Haus seines Vaters „sein muss.“ (V 49) Dieser Gehorsam seinem Vater gegenüber zieht sich ungebrochen durch das ganze Leben Jesu und führt fast zwangsläufig zu Irritationen, zu Unverständnis und auch Verletzungen derer, die ihm nahestehen, bis hin zu seinem Tod am Kreuz. Und es ist nicht zufällig genau seine Mutter, die dort – wie auch heute im Evangelium – wieder schmerzhaft aushalten muss, was der Wille Gottes von ihrem Sohn verlangt.

Das, was der Evangelist vor Beginn des öffentlichen Auftretens Jesu noch einmal zentral zusammenfasst, das ist nicht nur auf Jesus beschränkt. Das gilt so auch für jeden, der Jesus nachfolgen will, denn genau diese hat Jesus selber in seine Beziehung zum Vater miteingetragen als er sie gelehrt hat, Gott als „Vater unser“ anzusprechen. Und genau wie bei Jesus ist das nicht einfach ein formeller Akt, eine Art Ehrentitel, sondern der Ausdruck desselben Fundamentes, aus dem Jesus lebt. Jesus will, dass sein Vater in unserem Leben genau dieselbe Rolle spielt wie bei ihm:

- Dann gelangen auch wir zu diesem Vertrauen, das das ganze Leben Jesu so entscheidend geprägt hat, und auch uns ein angstfreies Leben ermöglichen kann, das durchaus auch mal andere irritieren kann.
- Dann wird es für uns zu einem regelrechten Bedürfnis, den Kontakt, die Beziehung zu dem zu pflegen, der sein und unser Vater ist.
- Dann ist der Gehorsam dem Vater gegenüber keine mühsame Pflicht, sondern eine Selbstverständlichkeit.
- Dann schafft dieser Vater auch bei uns plötzlich sehr enge Verbindungen mit all denen, die doch denselben Vater haben.

Das alles wird allerdings nur dann zu einer ganz konkreten Realität, wenn die Vaterschaft Gottes für uns nicht einfach etwas Symbolisches ist, sondern etwas so Reales, wie sie eben bei Jesus auch real war. Und hier gilt es genau hinzuschauen. Denn von dieser Grundentscheidung hängt es ab, ob alles andere dann auch real, oder eben nur symbolisch ist.